

## Als nach Milošević das Wasser kam

*Auszug aus einem Roman*

Heute bin ich in der blauen Woche, also beginnt der Unterricht erst um 13 Uhr. Es ist noch Zeit. Ich gehe durch den Wald in Richtung Schule. Ohne den Košutnjak-Wald wäre Belgrad wahrscheinlich um Einiges unerträglicher. Zumindest schützt er vor dieser quälenden Hitze. Ich erinnere mich, wie wir damals während des Bombardements fast jeden Tag hier verbracht haben. Sobald die Sirenen anfangen zu heulen, schnappten wir unsere Räder und fuhren in den Wald. Überall war es gefährlich und dennoch ließen wir uns nicht beirren von diesem Vakuumzustand, in dem das Land sich befand. Der Wald bot uns Schutz. Am nördlichen Ende, dort, wo sich die Stadt als künstliche Grenze zwischen den Košutnjak und die Kornfelder der Pannonischen Tiefebene schiebt, befindet sich das alte Schwimmbad. Damals waren die breiten, aquamarinblauen Becken noch leer und stark verfallen. Im Grunde kenne ich sie nur so. Nach dem Krieg bin ich dort kein einziges Mal schwimmen gegangen. Bis heute nicht. Das Wasser kam erst, nachdem sie Milošević verhaftet hatten.

Damals saßen ich und meine Kumpels auf dem Zehnmerturm und zeigten den vorbeidröhnenden NATO-Fliegern den Vogel oder den nackten Arsch, verfluchten im Minutentakt alle Länder, die am Bombardement teilnahmen und käteten Sätze wieder wie: *Von Belgrad bis Tokio töte, vernichte, damit der Muslim nichts errichte*. Sätze, die wir von unseren Eltern oder älteren Mitschülern lernten und bei denen wir keine Konsequenzen befürchten mussten. Zumindest damals nicht. Alles geschah im Namen dieses grauen Herrn mit der tiefen Stimme und dem Schweinegesicht. Ich liebte Milošević. Ich liebte ihn, weil mein Vater, der Trottel, ihn auch liebte. So wie Tito liebte er Milošević zwar nicht. Aber beinahe so. Er arbeitete schließlich für ihn, arbeitet immer noch, zwar für andere, aber im Grunde, das weiß ich, trauert noch ein nicht zu verachtender Rest der alten Zeit nach. Er hat einen kleinen Posten im Innenministerium und fristet sein Beamtendasein als Ameise unterm Neonlicht irgendwelcher Archive. Als der Krieg vorbei war und neue Schergen sich anschickten, das Land ausbluten zu lassen, wurde mein Vater, der hinterfotzige Kommunistensohn, nicht etwa ersetzt; er wurde lediglich zurechtgestutzt und angepasst. Ihm machte das nichts aus, schließlich war es schon das fünfte Mal, dass er angepasst wurde. Beamte aus dem ehemaligen Jugoslawien sind zähe Bastarde. Sie verfügen über eine beachtliche Lebensdauer und eine nach oben hin unbändige Unterwürfigkeit. Was in ihnen genau vorgeht, weiß ich bis heute nicht. Schließlich war mein Vater, was das betrifft, schon immer ein stummer Schurke, eines jener gesichtslosen Exemplare, ohne die kein von Menschen gemachtes System langfristig überleben könnte.

Ich liebte also Milošević. Wir alle liebten ihn, obwohl wir uns bis zur vierten Klasse einen Scheiß um ihn geschert hatten. Als die Flieger jedoch kamen, begannen wir, ihn abgöttisch zu lieben. Die erste Bombe, die '99 auf Belgrad fiel, konnte ich mit eigenen Augen sehen. Naja, nicht direkt die Bombe,

aber einen kleinen Teil davon, was so eine Bombe halt ausmacht. Ich war elf, das Basketballtraining gerade vorbei und ich auf dem Heimweg, da sah ich den kurz aufflackernden Lichtkegel, wie er den Abendhimmel über den Dächern unseres Viertels entzweiriss, hörte verspätet die Detonation und rannte anschließend wie ein Verrückter durch die Straßen und brüllte: „Es hat angefangen, es hat angefangen!“ Zu Hause warteten meine Mutter und der Nachbar, der kein Telefon besaß und von unserem aus versuchte, seine Familie zu erreichen. Vater, dieser dumme Mensch, wusste schon vorher, wann die ersten Bomben fallen würden. Er sei vom Ministerium angerufen worden, sagte meine Mutter. Danach war er für mindestens eine Woche weg. Am nächsten Tag jedenfalls wurde der Ausnahmezustand ausgerufen. Die Frau des Präsidenten, die wir nicht so liebten wie ihn, schrie wie verrückt ins Mikro: „Wir lassen uns nicht zu den neuen Juden Europas machen!“ Das Publikum, das mir damals schon komisch und steif vorkam, applaudierte frenetisch. Ich erinnere mich, wie ich meine Mutter fragte, was denn Juden seien, in etwa so: „Mama, was sind Juden?“ Sie gab mir daraufhin einen leichten Schlag auf den Hinterkopf und antwortete nur: „Hör doch zu: Wir!“

Ich weiß, dass wir keine Juden sind. Heute weiß ich es. Heute, auf dem Weg zur Schule, hier in diesem Wald weiß ich es. Was wusste ich als Kind? Ich kannte die Straße, in der ich mit meinen Kumpels spielte: eine schmale Sackgasse oberhalb unseres Wohnblocks, die uns jedoch genug Platz für allerlei Sportarten bot, in denen Jugoslawien damals gut war. Also zeichneten wir Kreise auf Holzbretter und spielten ein paar Monate lang Basketball, als die jugoslawische Mannschaft 1998 in Athen Weltmeister wurde. Aus den Magnetbändern alter Kassetten wurden dann mannshohe Netze von einer Straßenseite zur anderen gespannt, als kurz nach den Basketballern die Volleyballer in Japan Silber holten. Wenn ich mir die Belgrader Viertel heute anschau, scheint sich in dieser Hinsicht nicht viel verändert zu haben, von den Sportarten vielleicht abgesehen. Egal wie groß der Hunger ist, eine Goldmedaille kann die Serben für einige Monate zumindest ideologisch durchfüttern. Darum meide ich nachts das obere Viertel, wo die Fanatiker und Hooligans nur auf einen Fehler der Anrainer warten. Egal ob du jung und flink bist, oder alt und gebrechlich, sie schlagen dich so oder so kaputt. In der Liebe zum Sport zeigt sich, wer am Ende des Tages ein wahrer Serbe ist.

An den alten Supermarkt, eine Parallelstraße weiter, kann ich mich auch noch gut erinnern, an die ewig langen Schlangen fürs Öl und den Zucker. Ich und meine Freunde waren klein und schlaksig, konnten daher die Schlangen leicht umgehen. Im Supermarkt verwandelten wir uns in tollwütige Affen. Allerlei befremdliche Rituale, die freilich nur für uns Sinn ergaben und bei den Erwachsenen im Angesicht der Misere für Ärger und Ratlosigkeit sorgten, wurden hier uraufgeführt. Wir stahlen den Leuten das Geld aus den Taschen, bewarfen sie mit Steinchen, schrien herum, kletterten die Regale rauf und runter, pissten auf den Boden, um so die Aufmerksamkeit der Verkäuferinnen auf uns zu lenken, damit jemand aus unserer Gruppe die Schokobananen oder Kaugummis stehlen konnte, die

sie einmal im Monat im Sortiment hatten. Natürlich hatten wir kein Geld. Wir brauchten aber auch keins. Nemanja, mein bester Kumpel, war immer ein wenig flinker als wir, quasi der geborene Dieb. Er stopfte sich die Taschen voll, während wir die Ohrfeigen vom Personal kassierten, was wir aber gerne taten. Später wurde die Beute gerecht an alle aufgeteilt. So machten wir aus den internationalen Sanktionen für die Republik Jugoslawien ein großes Spiel für uns.

Der 24. März kam. Die Flieger kamen und brachten Tomahawks und Streubomben. Das kümmerte uns wenig, weil wir nicht genau wussten, was Tomahawks und Streubomben waren. Wir imitierten ja nur die nationalistischen Gruzlaute unserer Eltern. Erst Jahre später wurde mir bewusst, was in der Stadt während des Bombardements überhaupt ablief. 1999 jedoch kümmerten mich andere Dinge. Mein ganzes Wesen war nur auf eins konzentriert: den Ausnahmezustand. Irgendwann Ende März sprach der Präsident die magischen Worte aus, jene Worte, die mich und die restlichen Kinder dazu veranlassten, ihn zu lieben. Wir konnten gar nicht anders: Mit sofortiger Wirkung war die Schule geschlossen und wir alle, auch die schlechten Schüler, bekamen ein *Sehr Gut* ins Zeugnis. Während die Erwachsenen um unsere Sicherheit bangten, waren wir schon längst in den Wäldern und auf den menschenleeren Straßen. Wir hassten die Drecksländer, die uns zu den neuen Juden Europas machen wollten, und liebten dafür Milošević, diesen schweinsgesichtigen Mann, der so mächtig war, dass er uns allen einfach so Einsen ins Zeugnis geben konnte. Er hatte uns zu den glücklichsten Kindern der Welt gemacht, und zum Dank lernten wir von ihm, wie man abgrundtief hasst: Amerika, Deutschland, die NATO, Tony Blair, Bill Clinton und all die anderen Namen, die während dieser Zeit ununterbrochen im Fernseher und Radio wiederholt wurden. Doch so schnell die Flieger gekommen waren, so schnell verschwanden sie auch wieder. Das Spiel war vorbei, bevor es für uns richtig begonnen hatte, und alles nahm wieder seinen gewohnten Lauf, was im Jugoslawien der Übergangsjahre so viel wie Stillstand und Langeweile bedeutete.

Ich weiß eigentlich nichts von der NATO, von Tony Blair und seiner Außenpolitik oder von Deutschland. Ich weiß im Grunde auch nichts über Milošević, damals wie heute nicht. Ich weiß, dass damals, vor sieben Jahren, keine Spiele gespielt wurden und die Menschen mehr Angst hatten: Angst vor der Wahrheit, vor Kroaten und Muslimen, Angst vor dem Krieg, den sie selbst begonnen hatten, Angst vor Amerika, Angst vor den Bomben, Angst vor den Brücken, auf die Bomben fielen, Angst vor der Erde, auf die ebenfalls Bomben fielen, Angst vor den Städten und Angst vor den Dörfern. Diese Angst war nach dem Bombardement nicht einfach verschwunden, sie wurde weitergetragen und verformte sich. Ich erinnere mich noch gut an diese abstruse Angst vor der Sonnenfinsternis, die einige Monate nach dem Bombardement das ganze Land lahmlegte. Mein Vater, der Drecksack, schlug mich damals grün und blau, als ich die Jalousien ein wenig öffnen wollte, um etwas von der Lichtstimmung, diesem seltsamen Grau, zu erhaschen. Später tat er dann so, als hätte er mich vor der sicheren Erblindung gerettet. Diese große Angst ist heute zu einer seltsamen Art von Verwirrtheit

geworden. Letztendlich sind wir die Erben unserer Eltern, also erben wir auch diese Verwirrtheit und ergänzen sie durch unsere eigenen, hausgemachten Ängste. Diesen eingekochten Angst-Verwirrtheit-Sud zur Gänze zu beschreiben, ist nicht möglich, weil er einer stetigen Veränderung unterliegt. Wie dieser Wald.

Durch diesen Wald laufen mehrere Wege in ein und dieselbe Richtung. Doch die Wege verändern sich, neue Trampelpfade entstehen, andere wachsen wieder zu, aber an ihrem Ende kommt man immer am selben Ort heraus: in der Stadt. Der Košutnjak-Wald ist eine mehr als dreihundert Hektar große, immergrüne Insel. Ohne ihn bekämen wir in Belgrad nur Asphalt zu sehen, nur Smog zu atmen. Er ist für mich ein Umweg, aber einer, den ich gerne gehe. Entfernt höre ich das Gebrüll aus dem Schwimmbad. Die Volksschüler und restlichen Gymnasiasten haben schon seit letzter Woche Ferien und dümpeln nun in der lauwarmen Chlorbrühe vor sich her. Wir Maturanten sind erst in zwei Tagen dran. Für heute haben sie ein Hoch angesagt. Die Hitze drückt unter den Baumkronen nicht so stark wie auf dem nackten Asphalt. Trotzdem schwitze ich wie unter zehn Sonnen. Ich bin angespannt. Es ist nicht die Hundshitze allein, die mich nervös macht, sondern eine Mischung aus unruhigen Gedanken an den bevorstehenden Notenschluss und den Erinnerungen an das Bombardement. Ich verlasse den Hauptweg und gehe tiefer in den Wald hinein. Der schmale Pfad, zu dessen Entstehung ich als Kind durch mein exzessives Fahrradfahren maßgeblich beigetragen habe, führt nicht Richtung Schule. Ich nehme ihn trotzdem. Die Baumkronen werfen graue Schemen auf den schmalen Erdweg, der hier und da von Lichtkegeln entzweigerissen wird. Die Erde ist trocken. Kein Matsch, in dem meine Füße versinken und keine Blätter, die unter meinen dünnen Sohlen rascheln könnten. Ab und an knistert es im Dickicht, Geräusche, die mich an allerlei Kriechtier denken lassen. Entfernt zwitschert allerlei Federvieh ein atonales Durcheinander. Alles ist scheinruhig, eine Landschaft in Aufbruchsstimmung. Ich schaudere kurz und greife sogleich diesen Schauder auf, der sich als falsche Erinnerung an glücklichere Tage einnisten wollte. Eine merkwürdige Stille kehrt ein, ungewöhnlich für ein so lautes Land. Ich schaue rauf zu den aus Abermillionen Strichen zusammengefügt Netzen, die, wenn ich den Blick wieder nach vorne richte, als Äste für sich allein stehen und im leeren Raum nach Luft greifen. Meine Gedanken sammeln sich langsam wieder. Grobe Holzstücke knacken endlich unter meinen Füßen und durchbrechen die für einen Großstadtbengel wie mich ungewohnte Ruhe. Ich werde wacher, gehe immer weiter den Pfad entlang. Nach ungefähr zehn Minuten schlendere ich einen steilen Abhang runter, der uns beim Fahrradfahren immer als Mutprobe diente. Unten angekommen führt der Weg noch einige Meter weiter. Dann, hinter einer Böschung, beginnt wieder die Straße.

Heute liebe ich niemanden mehr. Die Miloševićs und die falschen Väter gehen mich nichts mehr an. Wenn das mit der Aufnahmeprüfung klappt, bin ich hoffentlich bald weg. In Deutschland oder Österreich würde mich sicher eine Universität aufnehmen. Schließlich war ich in Deutsch immer gut.

Und wenn nicht, dann arbeite ich. Schreiben, lesen und arbeiten. Klingt nach einem Leben. Hauptsache Flucht, weg von hier. Vielleicht nicht nach Österreich. Da will Vater auch immer hin, zu den Verwandten, sagt er. Er hat gar keine Verwandten in Österreich.

Zuerst das große Tamtam; aufgebauschte Reden auf den Führer und sein Verdienst um das großserbische Reich, das es eines Tages sicher geben wird, das hat er mir verklickern wollen, deshalb habe er schließlich vierzig Jahre lang für diesen Staat gearbeitet. Seine Brüder und Cousins sind genauso geschaltet wie er: ein Haufen von Altkommunisten, denen die falschen Väter ins Hirn geschissen haben. Irgendwann ersetzten sie den Kommunismus durch die Kirche. Vater sagt, er habe lediglich die Partei gewechselt, von Tito auf Patriarch Pavle sozusagen, von der Faust auf die drei gespreizten Finger. Bis heute weiß ich nicht, was schlimmer ist. Und Mutter frisst die Scheiße auch schon seit Jahrzehnten. Auch ich habe ihnen geglaubt. Was blieb mir auch anderes übrig. Ich war elf. Dann sind er und seine Kumpanen so richtig auf die Fresse gefallen. Der Krieg war verloren und mein Vater hing in der Luft. Irgendwann bekam auch er es mit der Angst zu tun. Und was macht einer, der die Hosen so richtig voll hat? Er will verschwinden. Ja, verschwinden, das wollte er, so schnell es ging, dieser kadavergehorsame Wurm. Doch kaum an der ungarischen Grenze, war er auch schon wieder zurück. Niemand will einen, der für so ein Regime gearbeitet hat. In Belgrad machte er dann einen auf *gute Miene zum bösen Spiel*. Der devote Hund beließ es beim Alten, spielte mit und ließ sich unter anderer Flagge neu drapieren. Meine Mutter und ich ertragen die Züchtigungen, denn sie gehören sowohl zum Kommunismus von damals als auch zum orthodoxen Nationalismus von heute. Egal auf welche Ideologie oder Religion man gerade in Serbien eingeschworen ist, die Fäuste der Männer regieren immer.

Der warme Asphalt unter den Sohlen lässt mich einige Momente lang wieder klarer denken. Ich komme zu folgendem Schluss: Ich wurde nicht für den Wald geboren, geschweige denn für dieses Land. Scheiß drauf. Ich stecke mir den linken Hörer in die Ohrmuschel, schraube am alten Nokia meiner Mutter den Pegel so hoch es nur geht und mache mich auf den Weg zur nächsten Busstation weiter oben, hinter den Serpentinaen. In meiner Hosentasche drücke ich ein Lied nach dem anderen weg. Zumindest für einige Minuten die Gedanken an meine Eltern abstellen. Den Reigen der gegenseitigen Beschuldigungen. Zu Hause ähnelt alles einem schlechten Scherz, und doch darf ich nicht vergessen, dass es bei meinen Freunden nicht anders aussieht. Es wird getreten, geschlagen und geflucht. Und wenn wieder Ruhe einkehrt, beginnen Vaters Indoktrinationsstunden. Die gute alte Zeit wird beschworen, das viele Geld, das er hatte, die vielen Reisen, die er mit meiner Mutter unternehmen konnte, die Gesetze, an die sich jeder hielt. Den Krieg und die Gemetzel, an denen er selbst institutionell beteiligt war, blendet er aus. Ich weiß jedoch von seiner guten alten Zeit nichts, kann mich nicht wie er in der Nostalgie suhlen. Das kapiert er nicht. Er will krampfhaft, dass ich ihn

verstehe, dass ich Tito und Milošević wieder liebe, wie ich es als Kind getan habe. Wie er das Erreichen will, ist mir schleierhaft.

Plötzlich setzt der wohlbekanntes G-Akkord ein, auf den ein A und ein C folgen, allesamt in Dur. Daraufhin der langgezogene E-Moll-Akkord. Ich stecke mir rechtzeitig den zweiten Hörer ins Ohr, bevor Johnny Štulić mit seiner rauhen Stimme meinen Gedanken ein Ende bereitet:

*Eines Tages bin ich weg, komme auch nicht mehr zurück.*

*Freunde, die ich einst kannte, erkenne ich nicht wieder.*

*Als hätte es mich auf dieser Erde nie gegeben.*

*Als hätte mich ihr Körper nie geträumt...*

Ein Auto rast dicht an mir vorbei und hupt. Ich erschrecke und zeige dem Fahrer den Vogel, noch bevor er um die Kurve fährt. Links von mir die Waldgrenze, rechts einige im Halbkreis angeordnete Einfamilienhäuser aus einer anderen Zeit. Die Bezeichnung *Einfamilienhaus* ist schon ziemlich schräg. Sie gleichen mehr der Vorstellung von Häusern, wie man sie als Kind gezeichnet hat: ein Quadrat mit einem Dreieck oben drauf. Die Ziegeldächer sind verfallen und hellgrün bemoost. Zwischen den dicht an einander gebauten Häuschen sind Wäscheleinen gespannt, auf denen weiße Unterhosen, Hemden und Socken zum Trocknen gehängt wurden. Sie können noch nicht lange dort hängen, unter der Wäsche haben Wassertropfen den trockenen Lehm Boden aufgeweicht.

*Balkan, Balkan, mein Balkan, sei stark und stehe fest.*

*Balkan, Balkan, mein Balkan, sei stark und stehe...*

Im Gemeinschaftsgarten der kleinen Siedlung sehe ich einen reifenlosen Einachstraktor, einen in der Hitze hechelnden Streuner und einen bis zum Anschlag mit Kartons und Altpapier gefüllten Ochsenkarren. Von der Rückseite durchtränkt ein Wasserstrahl den Haufen. Wer genau das Papier besprenkelt, sehe ich nicht. Srdjan, den in meiner Klasse alle immer nur Đida nennen, hat mir einmal den Unterschied zwischen sauberer und schmutziger Ware erklärt, die von den Roma gesammelt und weiterverkauft wird: Unter schmutziger Ware versteht man alles, was Metalle in sich hat, jedoch eine Außenhülle besitzt. Also Fernseher, Steckdosen, Computer, Handys, Lampen, Radios, Klimageräte oder Uhren. Es ist sehr mühsam, das Metall herauszuholen und man braucht viel Ware, um Geld verdienen zu können. Dann gibt es noch die saubere Ware, also alles, was man mit bloßem Auge sortieren kann. Am günstigsten sind leichte Metalle wie Aluminium oder Blech: „Auch an einem guten Tag bringt Blech kaum mehr als 500 Dinar. Für Emaille kriegt man beispielsweise das Dreifache. Nach dem Bombardement konnte man in den Militärbauwerken viele Töpfe und Pfannen finden und

sich dadurch die Woche sichern“, erzählte mir Đida, „Eisen und Messing, allen voran aber Kupfer, sind heute die teuersten und begehrtesten Metalle auf dem Markt. Für eine Tonne Kupfer könnte ich mich für das nächste Jahr zur Ruhe setzen. Aber wo finden ich oder mein Papa schon eine Tonne Kupfer?“ Als saubere Ware gilt auch Papier. Es wird nach Gewicht bezahlt. Wenn die Ausbeute mager war, wird mit Wasser nachgeholfen. Dann stellt man den Wagen in die Sonne, die oberste Schicht trocknet, das Innere jedoch bleibt nass und schwer.

*Wir, Leute, sind die wahren Zigeuner, dem Schicksal nach verflucht.*

*Ständig kommt und bedroht uns jemand von außerhalb.*

*Und die Bands sind auch nicht mehr das, was sie früher einmal waren.*

*Auch meine bereitet sich auf ihren ersten Amateurgig vor.*

*Balkan, Balkan, mein Balkan, sei stark und stehe fest.*

*Balkan, Balkan, mein B...*

Ich höre durch die Kopfhörer den Bus heranrölpfen und beginne, die letzten Meter bergauf zu sprinten. Im Umdrehen sehe ich ihn, wie er sich langsam die Steigung hochschleppt. Die Haltestelle befindet sich hinter der nächsten Kurve, gleich nach der Kreuzung. Fast hat der Bus mich überholt. Ich beschleunige meinen Lauf. Die Kopfhörer fliegen mir aus den Ohren, in meinem Rucksack scheppert die blecherne Federmappe. Gleichzeitig mit dem Bus biege ich in die Kurve. Meine Bronchien pfeifen und ich rutsche fast auf dem Kiesbett aus, das hier als provisorisches Trottoir dient. Alles scheint mir um die Ohren zu fliegen. Die Ampel an der Kreuzung steht auf Grün und der Busfahrer gibt Gas. Ich sehe, dass er nicht halten wird, da niemand an der Station wartet. Ich halte an, huste einen Schleimklumpen in die Mundhöhle und spucke ihn in den Kies. Der Bus ist weg. Ein leichter Hauch kühlt einen Moment lang meinen Nacken. Dann schiebt sich die drückende Hitze wieder vor. Aus meinen Kopfhörern vernehme ich die Schlussakkorde von Azras *Balkan*. Ich versuche, tief durchzuatmen. Über dem Asphalt verzerrt Hitzeflimmern die hinter mir liegende Strecke. Die Siedlung schwimmt von hier oben zu einer bizarren Vorstellung. Ich nehme die Brille ab und reibe mir die Augen. Immer noch wabert das Bild und ich meine, eine Gestalt zu erkennen, die aus dem Wald tritt. Ich setze die Brille wieder auf. Niemand da. In der Ferne tost der nimmermüde Belgrader Verkehr. Unten besprenkelt der Wasserstrahl weiterhin das Altpapier. Wirft kleine Regenbögen in die Landschaft.